

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 3

Artikel: Dichtung und Nation : eine Besinnung auf Schiller
Autor: Staiger, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dichtung und Nation

Eine Besinnung auf Schiller

von Emil Staiger

Die «Weltgeschichte ist der Fortschritt des Menschen im Bewußtsein der Freiheit». Es lassen sich kaum Worte finden, die dem Fühlen und Wollen der heutigen Jugend fremder wären als dieser fundamentalste Satz in Hegels «Philosophie der Geschichte». Die Idee des Fortschritts, durch die behäbige Zuversicht der Vorkriegsjahre trivialisiert und durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte aufs tiefste erschüttert, ist auch im «Dritten Reich» nicht wiedererstanden. Während die russische Revolution ein Neues, im Dasein der ganzen Menschheit noch Unerhörtes zu schaffen versuchte, richtet die nationale deutsche den Blick zurück zur Vergangenheit und macht den Geist Friedrichs des Großen, ja des fernsten germanischen Reckentums zum Richter über die Ereignisse der Gegenwart. Die Idee der Freiheit hat längst den Glanz eines heiß umstrittenen Namens eingebüßt. In den Händen eines Geschlechts, das nicht mehr darum gekämpft und gelitten hat, ward ihre Würde von Willkür und Eigenbrötelei befleckt, derart, daß heute ein ganzes Volk es als Größe erachtet, sich dieser gefährlichen Gabe zu entäußern. In uns aber, die wir beiseitestehn, wachse wieder der Sinn für ihre Kostbarkeit ebenso sehr wie für die strengen Voraussetzungen ihrer Dauer, dafür, um nochmals mit Hegel zu reden, daß Freiheit nie «als ein Unmittelbares und Natürliches ist», sondern stets von neuem erworben und gewonnen werden muß, und zwar «durch eine unendliche Vermittlung der Zucht des Wissens und des Wollens». Noch hat uns die Not des Tages die ferneren Horizonte nicht so verhängt, daß wir die Männer einer Zeit vergessen müßten, die sich getraute und getrauen durfte, die ewige Bestimmung des Menschen zu prüfen.

Wir meinen die Frühzeit des deutschen Idealismus, Schriften wie Kants «Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht», Fichtes «Bestimmung des Gelehrten», Hegels theologische Jugendfragmente, Denkmale entschlossensten und gläubigsten Planens, wie sie nur eine aufsteigende Zeit errichtet. Heute, da man auf der einen Seite zerstört glaubt, was damals sich angebahnt, die weimarische weltbürgerliche Humanität, auf der andern aber, zum Be-

fremden der Gegner, die Namen Fichtes und Schleiermachers auf die Fahnen schreibt, stehn sie vor unserm wieder wachsam gewordenen Auge in der Frische des ersten Tags. Die Fülle der Beziehungen und Entgegensetzungen kann hier nicht ausgebreitet werden. Wir betrachten nur den Umschlag der deutschen Literatur und greifen einzig das Werk heraus, das uns von allen am gegenwärtigsten anmutet, Schillers Briefe «Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen». Unnötig zu sagen, daß Schillers Begriffe anderen metaphysischen Voraussetzungen entstammen, als wie sie das moderne Denken bestimmen, und daß die Ideen seines Werks weltgeschichtliche Verhältnisse umspannen, vor denen das jüngste Geschehen nur als Abbild im Kleinen gelten kann. Eine erstaunliche Analogie muß jeder entdecken, der im zeitgebundenen philosophischen System den zeitlos gültigen Geist vernimmt.

Die bekannten Thesen Schillers vom Uebergang des Menschen aus der physischen Notwendigkeit der Natur zur freien vernünftigen Selbstbestimmung und seine Einsicht in die Gefahren dieses Schritts sind sichtlich getragen von Erfahrungen, welche die französische Revolution vermittelte, das Chaos der entfesselten Willkür, das die Erklärung der Menschenrechte beschloß.

«Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie notwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenngleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft.» (3. Brief).

So integrierte der Schüler Kants die Lehren der Zeitgeschichte zu einfachen Grundgesetzen der Menschheitsentwicklung. Heute scheint die Nadel der ewigen Waage Freiheit-Bindung weniger heftig auszuschlagen, sei es auch nur, weil wir älter, nicht reifer geworden wären. Die deutschen Entschlüsse von 1919 entbehrten des jugendlich absoluten Zugs, der damals die Welt erschreckte und entzückte. Dennoch ist es Geist von jenem Geist, was sich im Eingang der Weimarer Verfassung kundgibt. Abermals getraute sich ein Volk, auf der Bahn zu Freiheit und Gleichheit einen plötzlichen Schritt vorwärts zu tun, und wieder sollte sich das Dritte, die Brüderlichkeit, als übereilte Hoffnung erweisen. Die Rede von der Verantwortung des einzelnen Bürgers blieb kraftlos im sechsten Artikel stehen. Die

zuchtlosen Auftritte im deutschen Reichstag, die Tragik der wenigen reinen Gestalten, denen gerade ihre maßvolle, gerechte Menschlichkeit zum Verhängnis wurde, es war der alte peinliche Anblick, daß das «Geschenk liberaler Grundsätze» zur «Verräterei am Ganzen» anschlägt. Und wie früher bewegte sich alles zurück:

«Setzt sich in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu sein, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen». (4. Brief.)

Kein Wunder, wenn die geistigen Führer des neuen Staates der Vernunft überhaupt ein tiefes Mißtrauen entgegenbringen, wenn der Idee der Autonomie an sich die Zersetzung im Innern zur Last gelegt wird, dem weltbürgerlichen Gedanken die Schwäche und Unentschlossenheit der Außenpolitik. Die Gründlichkeit, womit die Deutschen von jeher bei solchen Dingen verfahren, läßt uns in der Tat das Schauspiel erleben, daß der Geist sich entschließt, auf den Geist zu verzichten und die irrationalen Mächte, Kampf, Stammes-ehre, Blut und Boden als letzten Gehalt des Lebens preist. In Hitlers «Mein Kampf» stehen folgende typische Sätze, die durchaus nicht den Klang der Resignation, sondern kämpferische Begeisterung in sich tragen:

«Der Mensch darf niemals in den Irrsinn verfallen, zu glauben, daß er wirklich zum Herrn und Meister der Natur aufgerückt sei — wie der Dünkel einer Halbbildung dies so leicht vermittelt — sondern er muß die fundamentale Notwendigkeit des Waltens der Natur verstehen und begreifen, wie sehr auch sein Dasein diesen Gesetzen des ewigen Kampfes und Ringens nach oben unterworfen ist. Er wird dann fühlen, daß in einer Welt, in der Planeten um Sonnen kreisen, Monde um Planeten ziehen, in der immer nur die Kraft Herrin der Schwäche ist und sie zum gehorsamen Diener zwingt oder zerbricht, für den Menschen nicht Sondergesetze gelten können. Auch für ihn walten die ewigen Grundsätze dieser letzten Weisheit. Er kann sie zu erfassen versuchen, sich von ihnen zu lösen vermag er niemals».

Sinn und Recht auch dieser Wendung mag ihre große Vorgeschichte beleuchten, Nietzsches Hohn auf den «Letzten Menschen»,

Klages' Protest gegen den «Geist als Widersacher der Seele», Bäumlers mythologisches Schauen, Schellers Auseinandersetzung mit Kant. Die mächtige Phalanx, die da aufstand, strafte die rationale Erwartung Lügen, den seichten Glauben, es sei dem Menschen um nichts als ein sicheres Glück zu tun, er werde für eine freie und gleiche Ordnung der Welt, die jedes Einzelnen Ansprüche sichert, die Lust des Streits, die Schauer des Schicksals, das Dunkel des Eros vergessen wollen. So darf sich die Ideologie des neuen Staates gewiß nicht minder als die des alten auf ein urtümliches Interesse des Daseins berufen. Wenn aber dort am Ende des Wegs eine reibungslose Maschinerie steht — die Utopie von A. Huxleys «Welt, wohin?» — so gelangt hier die unerschrockene Konsequenz, auch wenn es die Jünger nicht wahr haben wollen, zur «blonden Bestie», zur blinden Machtgier und Leidenschaft, zu einer Gemeinschaft, die Schillers rigorose Sprache mit dem Grenzbegriff «Naturzustand» bezeichnen würde.

Beide Richtungen, für sich genommen, versagen vor einer «vollständigen anthropologischen Schätzung» (4. Brief). So wenig je ein «Letzter Mensch» jenes groteske «Wir haben das Glück erfunden» sprechen und sich, die Finger schnippend, zur Ruhe setzen kann, so wenig kann er sich jemals wieder der Lust und Qual der blinden Natur gefangen geben, kann das brennende «Wohin? Zu welchem Ziel?» in seiner Seele erlöschen. Das Ideal einer harmonischen, freien und gleichen Ordnung der Welt unter Gesetzen der Vernunft ist nur mit dem Menschen selbst zu vernichten. Freilich, seine Würde ist's, der ewigen Unruhe des Geistes zu entstammen, ein transzendentes Gebot zu heißen, das keine Endlichkeit je erfüllt. Jede Verfälschung zur Utopie, zum kommunistischen Wunderglauben, beschwört die Verachtung Zarathustras herauf und büßt durch den Aufstand der dunkleren Mächte, deren verworrener Herrlichkeit der Mensch nicht entsagt.

«Wenn also die Vernunft,» führt Schiller aus, «in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen.»

Die Schlichtung des Streits aber geschieht in der Kunst: «Gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form».

Wir sind bei Schillers Kunstbegriff angelangt und müssen uns bei dieser überraschenden Wendung des Weges näher besinnen. Man stoße sich fernerhin nicht an dem Ausdruck «Sinnlichkeit» oder «physische Natur», der die Sphäre der Kantischen Philosophie ver- rät und mit dem Beigeschmack von Herablassung unsere gewandelte Wertung des Emotionalen verletzen könnte. Schiller selbst, der damals bereits die «Sinnlichkeit» Goethes ehrte und liebte, dürfte wohl diesem Bedenken entrückt sein. Ebenso hat das Wort «Gesetz» nicht den spröden Klang wie in Kants «Kritik der praktischen Vernunft». Es trägt alles Beflügelte und Begeisterte Piccolominis und Marquis Posas in sich. Nur um dieser beiderseitigen Belebung willen konnte Schiller überhaupt, was Kant und Fichte nicht vermochten, die ästhetische Erziehung des Menschen entwerfen.

Der oben angedeutete Sinn der Kunst wird im siebzehnten Briefe näher umschrieben:

«Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen».

«Durch die Schönheit,» fährt nun der achtzehnte fort, «wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wieder gegeben».

Das ist die Idee einer Kunst, die das ganze gegensätzliche Interesse der Menschheit verträte und somit auch den Anteil der ganzen Menschheit zu fordern berechtigt wäre. Freilich, es ist eine Idee von solchen Ausmaßen, daß wir sie kaum mehr zu fassen vermögen, wahrhaft der Kühnheit des deutschen Idealismus würdig. Was die Dichter zu verwirklichen suchten, war zunächst wenigstens eine nationale Kunst, die in ähnlichem Sinn das gesamte Deutschland hinter sich wußte und jenen einzigartigen Zusammenklang des deutschen Volksgeistes zustandebrächte, von dem, hier neben Schiller das Größte, die Schriften des jungen Hegel künden. Mit dieser Zuversicht hatte schon Klopstock die Messiade begonnen. Hölderlin in der Einsamkeit seine Hymnen einer künftigen Gemeinschaft gewidmet; Schillers eigene dramatische Wirksamkeit schien dem Ziel

schon bedeutend nahe, und später fand sich die deutsche Jugend nochmals im Zauber romantischer Lyrik.

Wo aber wäre in den letzten Jahrzehnten die Kunst gewesen, an die man eine solche Forderung überhaupt nur zu stellen wagte, wo seit Richard Wagners Gründung des Bayreuther Festspielhauses ein großer Wille dahin lebendig? An mancherlei Versuchen zwar fehlte es nicht. Hier versprach ein Roman, die «Legende der deutschen Seele» zu erzählen, dort trat ein Drama gar als «Schau des europäischen Mythos» auf. Doch gerade diese Literatur war nicht von Dauer. Ihr mangelte dichterische Innigkeit, wofern nicht bereits der Ideen- und Stoffkreis viel zu beschränkt war, um den Anspruch auch nur begreifen zu lassen. Die bis vor kurzem geltenden Namen sind deshalb anderswo verzeichnet, in einer durchaus ästhetizistischen Kunst, die sich bewußt allem Treiben der Zeit entzieht, subtilste Gefühle kultiviert, um das schmerzliche Schicksal des Künstlers kreist, im geistvollen *Aperçus* und Nuancen unerhörte Triumphe feiert: Rilke, George und Hofmannsthal, in mancher Hinsicht auch Thomas Mann.

Wir können hier kein Bild der ganzen Epoche zeichnen und beschränken uns auf diese Gestalten, die einzigen, die in gewisser Stetigkeit das literarische Leben Deutschlands bestimmten.

Durch sie trat am Ende des 19. Jahrhunderts nach den Unreinlichkeiten des Naturalismus eine neue lautere Schönheit in die Welt. Diese Schönheit aber — man übersehe das nicht — war durch eine quälende Distanz vom Ganzen des Volkes teuer erkaufte. Rilke zwar und Thomas Mann standen noch zu Beginn ihrer Laufbahn in Fühlung mit weiteren Kreisen der Nation. Die «Buddenbrooks» gehören zum geistigen Eigentum der deutschen Familie, das «Stundenbuch» hat manchen Soldaten in den Weltkrieg begleitet. Doch wer, der nicht selber irgendwie als schaffender Künstler in die Schmerzen Tonio Krögers und die Entzückungen des Orpheus eingeweiht ist, vermöchte die späteren Werke dieser Dichter noch wirklich zu schätzen? In den «Duineser Elegien» zumal, die gelegentlich mit Hölderlins Hymnen verglichen werden, ist jeder Wille zur Gemeinschaft erloschen. Sie sind nicht mehr, wie «Patmos» und «Rhein» in einer Nacht gesungen, die gläubig des kommenden Tages harret; da dämmt die müdere Nacht einer Seele, die Dunkel und Einsamkeit lieben gelernt und, ein römischer Brunnenmund, «unerschöpflich Eines, Reines» murmelnd mit sich selber spricht.

George und Hofmannsthal dagegen zogen die Kreise gerade in den ersten Werken am engsten. George wandte sich sodann von den «Sagen und Sängen und hängenden Gärten» zu den Zeitgedichten des «Siebenten Rings» und festigte seine Gemeinde durch die Gründung des «Neuen Reichs». Doch über bestimmte esoterische Grenzen will und kann gerade dieser Dichter noch weniger als die andern hinaus.

Hofmannsthal, der die öffentlichste Gattung, das Drama, pflegte, versuchte nach den «Gedichten und kleinen Dramen» durch Neubelebung alter Formen, «Welttheater» und «Jedermann», das Ohr des Volkes wiederzufinden. Auch dies war nicht, was «das Vaterland anging oder die Zeit» (Hölderlin), und so blieb ihm am Ende des Lebens nur übrig, in der Münchner Rede «Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation» sein ersehntes Ideal theoretisch zu umreißen.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß in den letzten Jahrzehnten ein Volk als Einheit gar nicht da war, an das der Dichter sich hätte wenden können. Wollte in dieser zersprengten Welt die Kunst sich noch als solche behaupten, so mußte sie streng und exklusiv sein. Heißt dies aber, daß sie zugleich den Blick auf die Zukunft der Nation, auf das unendliche Schillersche Ziel, den ästhetischen Staat, verlieren mußte? Dem widersprach laut genug die mächtige Hölderlinrenaissance, die fast mythische Verehrung eines Dichters, der, nicht minder enttäuscht von der Zeit, einsam, vom Schicksal zu Tode verwundet, dennoch keins der Gesichte vergaß, die seine Tübinger Jugend ihm in blendender Nähe vorgespiegelt, der jene ewige Forderung, eine in Schönheit einige Menschheit, unverrückt in der Seele festhielt und nie und nimmer in dürftiger Zeit dem Künstler das Vorrecht eingestand, mit Lust und Schmerz in sich selber zu ruhn:

«Aber wo ist er?

Daß er beschwöre den lebendigen Geist —?» (Hymnenfragment).
Jenes andere schwäbische Wort,

«Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst»,
konnte und durfte erst in beruhigten Tagen erklingen und muß, wo immer der menschliche Geist nach kurzer Rast wieder aufbrechen will, stets von neuem zurückgenommen werden.

Wir rühren hier an den Unterschied, den Schiller mit den Begriffen energische und schmelzende Schönheit bezeichnet.

«Daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten und die verächtlichste Karikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfnis; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfnis; denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte».

Dies war es in der Tat, warum sich in den Nachkriegsjahren ein großer Teil gerade der besten deutschen Jugend kaum mehr um Kunst und Literatur bekümmerte. Die gültige Literatur entstammte noch ganz der wilhelminischen Zeit, einer Zeit, die hinreichend gesättigt war, um die ausgeruhte Eleganz von Rilkes «Neuen Gedichten» zu schätzen, arm genug an drängender Problematik, um sich in die wahnschaffenen Leiden des Toren Claudio zu vertiefen. Die jüngere Generation jedoch, genötigt, unter derberen Schmerzen um eine neue Basis des Daseins zu ringen, entzog sich der Panflöte solcher Dichtung, welche den Lauschenden aus dem Bereich des werktätigen Lebens lockte, um ihn am Ende des Lieds «hinträumend in die Pracht verhängter Himmel» zurückzulassen. Der alte Verdacht erneuerte sich, «daß die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründe»; und so wollte man lieber «auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vorteilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen». (10. Brief.)

Wie die Wendung sich im Einzelnen vollzog, ist charakteristisch genug. Am weitesten rückte der anbrechende Geist von Rilke ab, der sich erschrocken vor der rauheren Luft in die Selbstgespräche von Duino und Château de Muzot geflüchtet hatte. Er wird heute weder bekämpft noch geliebt, sondern bis auf das stille und innige Andenken weniger kaum mehr beachtet. Eine ruhigere Zeit wird dereinst wohl hier am meisten richtigzustellen haben. Thomas Mann hat im «Zauberberg» die gegenstandslose Sensibilität der Wilhelmini-

schen Aera bis zu dem «Großen Stumpfsinn» und der «Großen Ge-
reiztheit» verfolgt und so das allgemeine Interesse gefunden, solange
die Deutschen selber nur litten und keinen Ausweg wußten. Doch
weil er im letzten Kapitel, dem «Donnerschlag» des Weltkriegs, sicht-
lich an die eigenen Grenzen stieß und später nur von der alten
Warte aus zuschauen konnte, muß er sich jetzt von dem jungen Ge-
schlecht öffentlich «ästhetizistischen Snobismus» vorwerfen lassen.

In voller Geltung dagegen besteht die durchaus energische Schön-
heit Georges. Freilich, wie er heute geehrt wird, dürfte wohl kaum
seiner Meinung entsprechen. Man weiß ihm enthusiastischen Dank,
daß er erhaben und unerschütterlich inmitten einer verderbten Welt
das Banner des Heldischen aufrecht hielt, übersieht jedoch geflissent-
lich seine exklusive Haltung, die strengen Schranken der Schrift,
der Sprache, des kultischen Zeremoniells, die eine zutiefst aristo-
kratische Seele um den heiligen Bezirk gezogen hat. Denn ebenso-
wenig wie das mächtig vorwärtsdrängende Volk ein schmelzendes
Melos vernehmen will, kann das neu seiner Einheit bewußte eine
esoterische Dichtung aus respektvoller Ferne gelten lassen. Irgend-
welche anerkannte Werte der Kunst, Religion oder Philosophie, auf
die der Staat keinen Anspruch erhöhe, gibt es im heutigen Deutsch-
land nicht.

Vermöchte man über Hofmannsthals halbjüdische Abkunft hin-
wegzukommen, so stünden in dieser Hinsicht wohl gerade seine Zei-
chen am günstigsten. Zwar nicht der Tenor seiner Verse, aber der
Wille des alternden Essayisten, zumal die Münchner Verkündigung
einer «neuen deutschen Wirklichkeit, an der die ganze Nation teil-
nehmen könnte», müßte in den Mittelpunkt des Interesses gerückt
sein. Dahin nämlich zielen alle Wertverschiebungen der jüngsten
Dichtung, und von diesem Gesichtspunkt aus muß auch die Liste
der verpönten und empfohlenen Bücher verstanden werden. Wer
ihre tiefere Bedeutung prüft, wird es dann vielleicht sogar nicht mehr
so ganz barbarisch finden, daß das Werk eines Arthur Schnitzler
verabschiedet und dafür ein «Kampf ums Matterhorn» angepriesen
wird. Denn keineswegs hat man nur die politischen und rassischen
Fremdkörper ausgeschieden. Man zollt daneben überhaupt dem gan-
zen heiklen Narzismus des älteren Dichters keine Ehrfurcht mehr,
legt allgemein wenig Wert darauf, den Verzweigungen eines seltenen
Gemüts bis in letzte Subtilitäten zu folgen. An Stelle der äußerst eng
begrenzten und dafür ins Unendliche differenzierten Stoffe tritt in

ganzer Breite wieder das Dasein des schlichten und kräftigen Menschen. Ebenso ist man wenig geneigt, formale Qualitäten anzuerkennen, wofern sie nicht einer Sache dienen, die möglichst weite Kreise angeht. So steigen die Sterne Waggers und Heinrich Hausers auf und wieder der längst versunkene Frenssens, während als Meister im alten Sinn eigentlich nur Carossa bleibt, dessen wunderbare Einheit von erlesenster Form und unmittelbar zugänglichem Gehalt nun freilich eine wahrhaft goldene Mitte darstellt.

Was demnach diese Liste vertritt, ist gewiß nicht einseitiger als das, was die letzten Jahrzehnte als Kunst vertraten. Kann man sich wirklich darüber wundern, daß ihr Wert wieder einmal an ihrer Macht gemessen wird? Es hieße altehrwürdigste Ziele des deutschen Geisteslebens verkennen, wollte man dies von vornherein als inferioren Standpunkt verdammen. Schiller beschäftigte es noch im Sterben, wie man die höheren Kräfte des Menschen bewege. Und wahrlich, wenn irgendwo sein Geist sich im neuen Deutschland zu regen scheint, so ist es in dieser Wendung der Kunst zum öffentlichen Leben. Zugegeben, daß man zunächst, da noch wirklich bedeutende Kräfte fehlen, den Willen in Anschlag bringen muß. Allein, der Wille bedeutet schon viel. Was zum Beispiel von den Plänen des Berliner Schauspielhauses bekannt ist, stimmt nicht Wort für Wort dazu der entscheidende Passus von Schillers Rede «Die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet»?

«Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet, weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation.»

Schiller selbst hat allerdings später in den «Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen» diese Mannheimer Rede überholt. Jetzt gilt ihm die Kunst nicht mehr bloß als moralische Anstalt, sondern als zwecklos-lauteres Spiel, das die Strenge der Vernunft mit sinnlicher Lust und Anmut vereint. Solch Gleichgewicht aber, gleich erhaben über sein eigenes poetisches Schaffen wie über die jüngst verblichene Dichtung, steht auch hier als unendliche Idee, als Aufgabe über der gesamten Menschheit, und der Entschluß zu werben und zu wirken erscheint dadurch keineswegs geschmälert. Unbeschadet seiner Sendung als Führer konnte Schiller die göttliche Ruhe, die «hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden», als letzten Sinn der Kunst aussprechen, weil seiner Zeit ein solches Ziel keinen zu großen Sprung mehr bedeutete, weil alles anzukündigen schien, daß sie bereits den geraden Weg dahin zu finden im Begriffe sei. Eine Welt jedoch, die, wie die unsere, in allen Festen erschüttert ist, wird wieder die herbere Bahn beschreiten, die Schiller selbst noch als Dichter beschriftet, und sich zu einer energischen Schönheit bekennen, welche zunächst des Volkes schlummernde Kräfte weckt und straft.

Dies will die heute gültige Kunst, mehr noch als Waggerl und Heinrich Hauser die Bücher, die ganz im Vordergrund stehen, das Schlageterdrama von Hans Johst, die Denkmale für die Toten des Weltkriegs, oder, um größere Namen zu nennen, Agnes Miegels Balladendichtung, Bindings männlich-schöne Rede «Von der Kraft deutschen Worts als Ausdruck der Nation», die, am 24. April dieses Jahres, in denkwürdigen Tagen gesprochen, mit unvergleichlicher Vehemenz die Gehäuse dekadenter Dichtung zerbricht:

«Daß es sich bei all dem — und am vollkommensten gewiß in der Dichtung, dann in der Musik, aber auch in jedem geprägten Wort, das aus eines Verantwortlichen Munde geht — um etwas eminent Oeffentliches, ungeahnt weithin Wirkendes: um den Ausdruck der Nation, um den Ausdruck unserer selbst handelt, davon sollte nun endlich eine Nation überzeugt sein, die sich auf sich besonnen hat und ihr großes Erbe ebenso wie ihre Zukunft anzutreten unternimmt. Dies gilt für das Schrifttum wie für das Sprachtum. Dies gilt für vergangenes Wort ebenso wie für das Wort der Gegenwart.»

Freilich, dem Adel von Bindings Rede sind wenige der jüngsten Schöpfungen gewachsen. Man findet nicht selten ein eitles Preisen

der großen Epochen deutscher Geschichte, ein vorlautes Vergleichen von einst und jetzt, ein Etikettieren der Tagesereignisse mit Namen welthistorischer Prägung, und mag sich fragen, ob die ganze romantisch verzückte Rückschau stets der echte Ausdruck eines ernsten und unerbittlichen Wollens ist. Der Geist der Zeit ist noch nicht geklärt. Den Glauben von vornherein zu verweigern, haben jedenfalls wir keinen Grund, die wir den Wandel eines Volkes betrachten, ohne sein Leiden geteilt zu haben, und längst nicht mehr wissen, welche Kraft aus äußerster Not und Verzweiflung aufsteigt. Wäre es da vermessen zu hoffen, die deutsche Kunst werde nun auch ihres höchsten Ruhmes gedenken, des Ruhms der frühidealistischen Zeit, da sie am größten als Führer auftrat, jenes rastlosen Ungnügens, das seine innere Kraft nicht nur vom Glanz vergangener Tage bezieht, das mitten aus rauschendem Ueberschwang, von einem ewigen Ziele gebannt, zu aller Erstaunen beklommen auffährt — des strengsten Gedankens jenes Mannes, der heute auf aller Zunge ist, des «unendlichen Progresses» in Fichtes System, oder, um mit den «Briefen» zu schließen, der Worte, die Schiller dem Künstler mitgibt:

«Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht, was sie loben.»

«Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.»